

Arbeitstagung 'Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?' am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck, 30. November bis 1. Dezember 2001

Die zwei Kulturen in den Humanwissenschaften
Abstract zum Beitrag von *Prof.Dr. Dieter Münch (Berlin)*

Die im Rahmen der Kultur- und Geisteswissenschaften betriebene Forschung behandelt den Menschen zumeist im Kontext seiner Lebenswelt und versucht seinen Sinnstrukturen gerecht zu werden. Ganz anders wird der Mensch von den Neurowissenschaften behandelt. Die Ausrichtung ist naturwissenschaftlich, was vielfach zu einer reduktionistischen Sichtweise führt und damit eine Herausforderung für das menschliche Selbstverständnis darstellt. Liebe und Furcht beispielsweise scheinen in einer vermehrten Aktivität bestimmter Teile des limbischen Systems und des präfrontalen Kortex sowie der Ausschüttung bestimmter Neurotransmitter und Hormone zu bestehen. Die lebensweltliche Erfahrung scheint eine vom Gehirn hervorgebrachte Illusion zu sein. Offenbar gibt es zwei völlig unterschiedliche Kulturen in der Humanforschung.

Eine Möglichkeit, darauf zu reagieren, besteht darin, die unterschiedlichen Erkenntnisziele herauszuarbeiten. Die Ziele der Neurowissenschaften sind im Prinzip die gleichen, wie sie die Naturwissenschaften verfolgt. In der Wissenschaftssoziologie spricht man in diesem Kontext von ‚Herrschaftswissen‘, das eine zweckrationale Struktur besitzt. Es wird versucht, die Natur zu beherrschen und sie sich zu bestimmten Zwecken dienstbar zu machen. Für den Bereich der naturwissenschaftlichen Humanforschung sind dies insbesondere medizinische Zwecke; Beispiele sind etwa Transplantationstechniken, die Gentechnologie, neuartige pharmazeutische Produkte, die Entwicklung von Neurochips. Es handelt sich um Techniken, die Eingriffe erlauben. Dabei wird der Mensch nicht als autonome Person gesehen, der am Diskurs mitbeteiligt wird, sondern lediglich als Naturgesetzen gehorchendes Objekt. Demgegenüber hat die konkurrierende anthropologische Kultur zumeist emanzipatorische Ziele, die den Menschen nicht als Objekt, sondern als Dialogpartner auffasst.

Da eine derartige wissenschaftssoziologische Reflexion selbst nicht neutral ist, sondern zur Kultur der Geistes- und Kulturwissenschaften gehört, führt sie zumeist dazu, dass die Relevanz der naturwissenschaftlichen Humanforschung für eine lebensweltlich orientierte Wissenschaft übersehen wird. Ihren Ergebnissen wird nur eine auf zweckrationale Kontexte eingeschränkte Bedeutung zugestanden, ansonsten werden kritisch die Gefahren herausgestellt, die durch eine solche verdinglichende Zugangsweise entstehen.

Im Rahmen des interdisziplinären Projekts, wie kommt die Wissenschaft zu Wissen, ist die Frage zu stellen, ob es tatsächlich sinnvoll ist, dass die beiden Kulturen der Humanwissenschaft sich weiterhin von einander isolieren. Zu diesem Zweck sind Beispiele zu diskutieren, die eine kulturübergreifende Kooperation als sinnvoll oder sogar erforderlich erscheinen lassen. Ferner sind konzeptuelle Rahmen zu entwerfen, die nicht nur (wie die angeführte wissenschaftssoziologische Konzeption) verständlich machen können, dass sich die beiden Kulturen von einander separiert haben, sondern in denen auch die innere Bezogenheit aufeinander herausgearbeitet werden kann. Anknüpfungspunkte sind die Tradition der wissenschaftlichen Phänomenologie (Husserl, Gestaltpsychologie, Bühler), der Pragmatismus, die Semiotik, der methodische Konstruktivismus und die Kognitionswissenschaft.

